

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

240 (15.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterhaltung und Wissen

Der Primus

Von Hermann Pörzgen

Abends nach sieben — ich war gerade auf die Elektrische tritt ein junger, ärmlich gekleideter Mensch auf mich zu. Er hat keinen Gruß, er nimmt nicht die Mühe ab. „Kennst du mich noch?“ fragt er nur und seine Stimme ist heiser vor Unsicherheit.

„Ob ich Sie kenne?“ — Ich sehe den Fremden an. Ja, vielleicht kenne ich ihn. „Natürlich“, sage ich, „Sie sind doch, — du bist doch der...! Du hast dich aber verändert. Jungel! Man kann dich kaum wiedererkennen! Wie siehst du denn aus?“

Es ist unser früherer Primus, der beste Schüler im ganzen Gymnasium damals. Ich hatte seit unserer Schulzeit nie wieder von ihm gehört. „Rohbambus!“ macht nun der Primus. „Zwei Jahre nichts Neues zu frellen! Ich treibe mich rum. Und wenn du mich fragst, wo ich heutzutage übernachtet werde, — ich weiß es noch nicht.“

„Menschenstind!“
Ich nehme den Schulkameraden am Arm. Was soll ich ihm sagen?

„Ich werde mich freuen, wenn du jetzt zum Abendrot mitkommen würdest. Du treibst dich herum? Beshalb?“

„Das ist eine kleine Geschichte“, weicht der Primus aus. „Hoffentlich falle ich dir nicht zu Last! Du bist wohl so ziemlich in Ordnung, wenn man nach deinem Äußeren urteilen darf.“

„Danke“, gebe ich zu, „man schlägt sich so durch. Ich bin in der Rechnungsabteilung unserer Firma. Kassenabschlüsse, Fakturen und so. Jeden Monat zweihundert Mark!“

„Sonntagstind!“ Schon in der Schule ist es dir immer so trefflich ergangen. Du warst immer zwei bis drei, ein gutes Genügend!“

„Weil ich von dir abschreiben konnte, alter Knabe! Ich weiß noch, wie ich im Abitur die tübische Gleichung nicht rausbekam. Du schobst mir dein Heft hin...“

Wir treten in ein Speisestiel. Erst jetzt fällt mir auf, daß der Primus nicht einmal einen Mantel anhat. Er legt die Mütze neben sich auf den Stuhl.

Ich wähle zwei Essen.
Ich denke, jetzt macht er sich heischigig darüber her. Aber nein, der Primus sitzt da und langt noch nicht zu. Er stochert so auf dem Teller. Mit großen, traurigen Augen sieht er sich um.

„Ich lasse ihm Zeit; er soll mir erst mal erzählen. Warum hast du denn dein Studium nicht zu Ende gebracht? Du wolltest doch Philosophie und Naturwissenschaft...“

Er sieht mich verwundert an. „Nicht zu Ende? Ich habe das Staatsexamen gemacht, ich habe den Doktor. Arbeit über das Laubholze Schlegel. Interessant, was? Kein Mensch liest den Kram, aber Bräutlichkeit ausgezeichnet!“

Nun fängt er auch an zu essen. Ich halte inne. Er hat den Doktor, das Staatsexamen, und ich gebe heute ein Abendrot für ihn aus.

„Sie werden es zu was bringen, hat mein Professor beim Abschlag gesagt, jawohl. Die Tüchtigen sehen sich durch! Wie — das mußte er leider nicht. Als Student habe ich wegen guter Leistungen wenigstens ein Stipendium gehabt. Jetzt, als Doktor der Philosophie, kann ich betteln.“

„Aber dein Vater?“ wende ich ein.
„Natürlich!“ erwidert der Primus. „Weißt du, was mein Vater sich denkt? Er sagt sich: als ich so alt war, da habe ich eine Familie ernährt! Hebrigsens ist er jetzt pensioniert.“

Ich überlege mir, daß ich noch einen Mantel zu Hause habe. Er könnte auch gut auf der Chaiselongue übernachtet. Schließlich wäre auch zu versuchen, ob man nicht doch etwas Arbeit für ihn aufreiben könnte. Vielleicht in der Firma.
Der Doktor hat fertiggegessen. Sorgsam faltet er die Papiereroidette zusammen und steckt sie ein. Ich habe meine zerknüllt.
Dann steht er auf: Sagt: „Verzeih“, einen Augenblick!“

Ich lasse noch Käse kommen und noch ein Glas Bier für den Schulkameraden.

Wo bleibt der bloß?

Da stellt sich heraus: er hat seine Mütze mit fortgenommen. Ohne Aufsehens ist er davongeschlichen.
Er hat keinen Mantel. Er weiß nicht, wo er heutzutage übernachtet wird.
Der Primus. Mein Schulkamerad.

Der Mond

im Scheinwerferlicht

Schon früher hielt man den Scheinwerfer für ein ideales Hilfsmittel, um auf riesige, eventuell sogar kosmische Entfernungen Signale zu geben. Man glaubte, daß die Haupt Schwierigkeit nur in der Herstellung eines besonders großen Spiegels bestünde. Viele Väter glauben auch heute noch, daß ein sogenannter Parabolspiegel, der alle Strahlen, die von einem leuchtenden Punkte ausgehen, sammelt und in einem parallelen Bündel ausstrahlt, bei entsprechendem Schiffs- und Durchmessen seinen Lichtkegel in geradezu märchenhafte Fernen werfen kann. Der Fachmann jedoch kennt die Grenzen, die diesem Unternehmen gezogen sind. Es gibt nämlich als Lichtquelle für die Scheinwerfer keine leuchtenden Punkte, sondern nur leuchtende Flächen, wie es z. B. die Krater der Bogenlampen sind. Jeder Punkt einer solchen Lichtquelle wird nun allerdings vom Parabolspiegel als ein Bündel paralleler Strahlen in die Ferne geschickt, aber die verschiedenen Punkte der Fläche leuchten auch verschiedene Bündel aus, die untereinander nicht parallel sind. Auf größere Entfernungen laufen diese Bündel schon bedeutend auseinander. Dadurch wird die leuchtende Fläche im Verhältnis der Entfernung zur Brennweite des Spiegels vergrößert. Bei einem Durchmesser des Kohlekraters von 1 Zentimeter wird die Kohlespitze durch einen Spiegel von 1 Meter Brennweite in 50 Kilometer Entfernung schon auf das 5000fache, also auf 500 Meter, vergrößert. Praktisch bedeutet das zugleich eine außerordentliche Schwächung des Scheines, da das auf eine solche Fläche sich ausbreitende Licht in seiner Stärke im quadratischen Verhältnis abnimmt. Diesen Nachteil hat man bisher hauptsächlich dadurch zu mildern versucht, daß man die Stromzufuhr und damit die Lichtleistung der Scheinwerferlampen erhöhte. Der mächtigste Scheinwerfer, der bisher gebaut wurde, war der Goerz-Beck-Scheinwerfer mit 2 Meter Spiegeldurchmesser, der später als Kriegsmaterial zerstört werden mußte. Dieser gewaltige Apparat hatte eine Lichtstärke von zwei Milliarden Kerzen.

Die bei allen Hochspiegeln auftretende Zerstreuung des Lichtes soll jetzt durch eine ganz neuartige Konstruktion in weitgehendem Maße beseitigt werden. In Jena hat den Entwurf eines neuen Scheinwerfers fertiggestellt, durch dessen besondere optische Einrichtung eine Konzentration des Lichtes auf größte Entfernungen erreicht werden soll. Die vorläufigen Berechnungen lassen erkennen, daß der Apparat nach seiner Fertigstellung unter Umständen ganz ungewöhnliche Leistungen wird vollbringen können. Man hofft z. B. mit diesem neuen Scheinwerfer auf der dunklen Hälfte des Halbmondes oder auf der bei einer Mondfinsternis durch den Erdschatten verdunkelten Mondhälfte einen Lichtkegel erzeugen zu können, der deutlich von der Erde aus sichtbar ist. Damit hätte man Möglichkeiten zu vielen neuen Versuchen bestimmte Signale könnte man z. B. an verschiedenen Erdorten von der dunklen Mondhälfte ablesen, und ebenso könnte man deutlich die Lichtgeschwindigkeit erkennen, da jedes vom Scheinwerfer gegebene Signal erst ungefähr 1/2 Sekunde später auf dem Monde sichtbar wäre. Da die Lichtgeschwindigkeit ziemlich genau bekannt ist, so kann auf diese Weise wieder eine neue Entfernungsbemessung des Mondes angefertigt werden. Der Mond ist rund 380 000 Kilometer weit von uns entfernt.

Menschen ohne Sonne!

Gewiß, hübsch klingt die Bezeichnung: Sonnenwörter-Häuser! Leber den einflussreichen Fachwerkhäuser ist wirklich Sonnenwörter, wenn der Himmel breit und hell über den Erzgebirgsstädten hereinleuchtet. Die schlichte Häufelzeile am Keilberg, ist vom Volksmunde, der nach Schönheit suchte, gut benannt worden. Aber mit dem Leben der da wohnenden Leute hat die Bezeichnung „Sonne“ nichts zu tun. Hier ist die Armut Stammgast! Und zwar nicht erst seit dem Kriege oder seit der Weltkrise, sondern schon seit langer Zeit. Wo man nährt sich die Leute hier oben, in der Pflege um Obermiesenthal (der höchsten deutschen Stadt), um Zellerhütter Gottes, nach der Heimat des erzgebirgischen Sängers und Dichters Anton Günther und Königshain? Vornehmlich von der Spitzentöpferei! Es ist unheimlich viel Mühsal um diese Handarbeit geworden. Diese mühseligen Anwandlungen ergaben von trauriger Heimlichkeit rund um den Kachelofen in langen Winterabenden und von erzgebirgischer Behaglichkeit und Zufriedenheit. Gewiß, die Zufriedenheit ist ein gar brauchbares Produkt, den Leuten hier oben immer wieder klarzumachen, daß ihr Leben sich auf dieser netten Eigenschaft aufzubauen habe... und daß die Bedürfnisse des Lebens nicht weiter und höher zu gehen brauchen als bis zur dürftigen Miete, zur Hige oder mageren Kuh, zu ein paar Baarpenningen aus angestrettester Kloppelei von Spigen, deren Kunstwert zwar tief bewundert, aber durchaus nicht entsprechend bezahlt wird.

Der Hüttenjunge jobbet, damit die drei Kühe aus drei kleinen Anwesen besser fressen. Sei tun's auch so; denn die Weib ist farg. Heißelhaft, alljährlich irisch getüncht, bieten die Häufel ihre Fronten und Giebel dem besuchenden Wanderer. Wenige Hühner untröllen die lauberen Heimstätten. Vor der Haustür sitzen Mutter und Tochter am Kloppele. Ich trete interessiert hinzu. Mit bebenden Augen schauen sie mich an. „Gruß Gott“, Willst du kommen hier auch noch dahinter, daß ein besserer Diesseits erstrebenswert ist als ein auf „unbekannte Größen“ formiertes Jenseits. Die Kloppele fliegen umhin. Die bunten Kacheln geben das Sonnenlicht zurück. Saum um Saum entstehen langsam die Spigen, die nicht mehr mit den Maschinen des Vortages konformieren können. Hübsche Muster fädeln sich aus dünnem Spinn zusammen, einfache Leute können trotz schlechtem Entgelt stolz sein auf ihre Werte. Ein Tüchlein erhebe ich für acht Kronen. Das sind 96 Pfennig. Fast schäme ich mich, daß ich auch nicht mehr zahlen kann; denn die kleine Arbeit beanspruchte über acht Stunden... Die Mutter bleibt in ihrer Emsigkeit un-

beirbar, schaut nicht auf, kloppele, als gälte es das Leben... und es gilt es ja auch. Die Decke, die sich über den Kloppele spannt, ein feines Muster, verhängt über 30 Stunden hingebungsvoller Tätigkeit und wird nach Obermiesenthal hinunter geliefert an ein Geschäft, das solche Sachen für die Fremden braucht. Dreihig Stunden Arbeit lassen einen Lohn von 35 Kronen werden... 420 M... das sind umgerechnet in Naturalien rund 17 Pfund Graubrot II. Sorte. Der Mann merkt im Walde bei zehn Kronen den Tag. „Nur“ fünf Kinder harren der Sättigung. Die Kuh gibt wenig Milch. Weltbewegend viele Eier werfen vier Hühner auch nicht ab. Die paar Quadratmeter Hafer stehen kaum einen halben Meter hoch und schimmern noch ganz grün. Die Hige läßt sich ebenfalls in Bedürfnislosigkeit... und alle diese Leute da, die eine so schöne Heimat wie die Sonnenwörter-Häuser haben, halten den Rekord der Behaglichkeit mit einer Selbstverständlichkeit, die man zwar nicht begreifen kann, aber bemuttern muß.

Nun ist aber die Welle der politischen Aufrüstung auch bis hierherauf gestaut. Die Religion büßt an Wirksamkeit ein... Die Berge tragen unrichtbare rote Fahnen! Warten wir ab, bis sie sich sichtbar entfalten. Dann werden die Menschen an den Kloppelecken des Erzgebirges auch eine andere Welt erkennen. Freilich werden sie fernerlernen in vieler Beziehung. Wenn sie das verstanden werden, das wissen die kaum viel und viel nachdenkenden Menschen hier oben in ihrem Unbewußtsein schon heute, denn sie begründen die sozialistische Fühlensden Menschen, der zu ihnen kommt, um sie über ihr Schicksal und ihre Lebensgenossenschaften auszuhorchen, mit offenem Herzen...
Johs.

Deutsche Modenschöpfer in Paris

Der erste Damenschneider in Paris war merkwürdigerweise kein Franzose, sondern ein Italiener. Er hieß Romberg und war als Schneidergehilfe aus Bayern, woher er stammte, im Beginn des 18. Jahrhunderts nach Paris gekommen. Um das Jahr 1730 erkreute er sich großer Berühmtheit. Die Kleidermacherinnen waren schlaft auf ihn zu sprechen, weil er ihnen die Kunstschick nahm. Auch der gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Paris an erster Stelle genannte weltbekannte Damenschneider Worth war kein Franzose, sondern Wiener.



(45. Fortsetzung und Schluss)
„Ach Ebi, wenn bloß nicht die Kommunisten ans Ruder kommen...“
„Es sind nicht nur die Kommunisten; unser Gegner ist alles, was links steht. Sozialdemokraten, Kommunisten, Gewerkschaften, Verbände, soziale Betriebe, Konsumgenossenschaften, Arbeiterbanken — diese ganze Phalanx von politischen und wirtschaftlichen Organisationen, die von links gegen unser System anrückt. Aber das versteht du ja alles nicht...“
„Nein. Aber sag, Ebi, sie schaffen es doch nicht, nicht wahr?“
„Vorläufig nicht. Solange sie selbst noch nicht einig sind, brauchen wir keine Angst zu haben.“
„Dann ist es ja gut.“

Der 16. September ist ein Tag wie jeder andere. Es tragen sich an ihm keine besonders auffälligen und weltbewegenden Dinge zu, es wiederholen sich nur die alltäglichsten Geschehnisse. Ein Hund wird von der Straßbahn überfahren und stirbt mit einem lauten Aufschreien — ein Bankaffizier entnimmt unter dem Zwange der wirtschaftlichen Not zum ersten Male der Kasse widerrechtlich Geld — ein Rentempfangser erfährt, daß sein Antrag auf einen Wintermantel wegen „mangelnder Bedürf-

tigkeit“ abgelehnt worden ist und stürzt sich in die Spree, in der er, seiner Absicht entsprechend, ertrinkt — die Feuerwehr wird sechsmal alarmiert, davon fünfmal zu Gasvergiftungen — ein Chauffeur hat einen Zusammenstoß mit einem Straßenbahnwagen und wird blutend aus dem Auto gezogen — es wiederholen sich wirklich nur die alltäglichsten Geschehnisse.

Trotzdem hat der Abend dieses Tages in seinen verschiedenen Stunden für wenige Menschen eine besondere Bedeutung, deren tieferer Sinn darin liegt, daß diese Menschen im Ablauf der Ereignisse auf irgendeine isolere oder festere Art miteinander in Verbindung oder Verbindung gekommen sind.

Um sechs Uhr vollendet der Professor Dr. Brandstätter die letzte Seite des Manuskriptes einer neuen Abhandlung. Der Verleger hat sich sehr um die Herausgabe der Broschüre bemüht; auch der Herr Professor erhofft von dieser Arbeit, die in den interessierten Kreisen ziemliches Aufsehen erregen wird, eine neue Vertiefung des großen Aufschwungs, den er als Mediziner und Bevölkerungsphilosoph genießt.

In der Broschüre wird klipp und klar — an Hand sorgfältig gesammelter Statistiken und Erfahrungen — nachgewiesen, daß für Deutschland eine Aufhebung und Beseitigung des § 218 StGB. niemals in Frage kommen kann, ... wenn das deutsche Volk nicht auf frevelhafte Weise Selbstmord begehen will. — Auch die Forderung nach einer Vorkerung der drakonischen Strafbestimmungen des § 218 ist nach der Ansicht des Herrn Professors abwegig; im Gegenteil, er erhebt den Ruf nach rücksichtsloser Durchführung der vorhandenen Bestimmungen, da, ... wie ich in meiner Krankenhauspraxis an reichhaltigem Material beobachten konnte, die Straf-

bestimmungen des § 218 StGB. infolge der langen Handhabung durch die Gerichte vollständig ihren abgrenzenden und sühnenden Sinn verloren haben, und von einer Unzahl Frauen und Mädchen einfach ignoriert werden... —

Um sieben Uhr unterhält sich der Bankdirektor Paul Schaffner mit mehreren Kollegen über die Haltung, die man der plötzlichen und ungeahnten Größe gelangten Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei gegenüber einnehmen soll.

„Ich bin für systematisches Vorgehen zum Zwecke der Beseitigung der jetzt herrschenden Regierungsform“, erklärt Herr Paul Schaffner. „In einem Deutschland der nationalen Diktatur werden wir wieder die Stellung einnehmen, die wir bis 1918 und dann in der Inflation befehlt hielten, und die uns zukommt: Die Stellung des unbefruchteten Führers! Die Möglichkeiten zu dieser Wiedererlangung unserer früheren Position haben wir in der Hand. Unsere engen Beziehungen zur Hiler-Bewegung, die wir nach Möglichkeit vertiefen werden, (er macht ironisch die Gebärde des Geldzählens) erfordern, daß wir diese wiedererlangende Bewegung aus einem anfänglichen Kapitalismus in das uns genehme Fahrwasser leiten. Zu diesem Zwecke benötigen wir Geld, und Geld, und nochmals Geld! Ich schlage vor...“

Um acht Uhr tritt die Krankenschwester an das Bett, in dem Grete Wollmer liegt, um ihr die verordnete Spritze zu geben.

Grete liegt sehr still; als die Schwester ihr die Kanüle in den Arm sticht, zuckt sie leicht zusammen und seufzt halbtaut auf.

Dann ist sie tot.
Die Schwester holt den Räderwagen, schiebt ihn unter das Bett, hebt das Bett an

und fährt es in den Baderaum. Sie zieht der Toten das Hemd aus und schlägt das Latex auf dem Körper liegt, oben zusammen.

Oberhalb des linken Fußes, am Knöchel, befestigt sie eine Karte — ähnlich denen, wie sie an Kartoffelsäcken, die mit der Bahn befördert werden, angebracht sind. Auf die Karte schreibt sie den Namen, das Aufnahme datum, den Geburtstag und die Diagnose des Ertrags.

„Gestorben: 16. Oktober 1930, abends 8.05 Uhr. Sepsis. (Abortus).“

Dann schließt sie die Tür zum Baderaum ab und schaltet das Licht aus. —

Um neun Uhr sagt Eberhard Zahn bei einem zwanglosen Beisammensein der Berliner Tapfrierfabrikanten im „Rheingold“ zu Hugo Schleiermann, der neben ihm sitzt: „Ich kann ja noch nicht so recht mitreden, weil ich der Jüngste unter Ihnen bin. Allerdings kann ich behaupten, daß es wohl nur meiner Initiative zu verdanken ist, daß der nicht ganz harmlose Streik unserer Angestellten diesen für uns so günstigen Ausgang nahm. Ich stimme Ihnen, Herr Schleiermann, vollkommen darin bei —

Ihr Wohl, Herr Schleiermann... ausgedrückt, dieser Achtundzwanziger-Bittenpförder Schloßabzug — das man im Geschäftsleben sämtliche gefühlsmäßigen Erwägungen ausschalten muß. Das hat jetzt auch Gott bei Dan! mein Vater eingesehen. Nur ein bestimmtes System, energisch und zielbewußt durchgeführt...“

Der Streit ist beendet. Grete Wollmer ist tot. Das System hat gestiegt. Auf wie lange?
E n d e.